

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 16

Artikel: Cinque Soldi!
Autor: Chappuis, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Indianer so nötig brauche, solche an Fremde zu vermieten, allein dessen ungeachtet wolle sie sehen, was zu machen sei. Quartier und Verpflegung für mich und den Führer könnten wir bei ihr beziehen, die indianischen Träger dagegen müßten im Pueblo drüber bleiben. Froh ob der unerwarteten Wendung, gab ich dem Führer Weisung, meine Sachen in das uns angewiesene Zimmer zu schaffen und für die Unterkunft und Verpflegung der Träger im Dorfe drüber zu sorgen. Das uns zur Verfügung gestellte große Zimmer enthielt außer einem Tisch und einem Stuhl zwar keinerlei Möbel, doch waren Eisenhaken an den Wänden zum Befestigen der Hängematten in genügender Zahl vorhanden; mehr brauchten wir auch wahrlich nicht.

Sobald die Lasten herbeigeschafft waren, machte ich mich ans Auspacken. Vor allem mußte nachgesehen werden, ob kein wichtiger Gegenstand verloren gegangen oder gestohlen worden sei. Zu meiner großen Freude fehlte nicht das geringste, auch die in einem Sack verpackte Kleingeld-Reisekasse, die außer Ein-Sucre-Noten noch eine Menge Nickelstücke enthielt, stimmte auf den Centime. Nach dieser Kontrolle ging's an die Verteilung des noch vorhandenen Dauerproviante, denn Träger und Führer

mußten bei der beschwerlichen Rückreise durch den Sumpfwald natürlich auch zu essen haben. Damit sie nicht etwa Hunger zu leiden hätten, vermachte ich ihnen den gesamten Vorrat an Zucker, Reis, Kaffee und Tee. Es fiel mir umso leichter, als ich hoffen konnte, während der Fahrt auf dem Napo zur Not mit Jagd und Fischfang auszukommen. Des ferneren brauchten meine Gefährten den einen Kochtopf, Bündhölzer, ein großes Beil, sowie einen Teil des Gletscherseils für den gefährlichen Übergang über den Rio Zondachi. Auch die Bergschuhe, wärmere Kleider, die ich nun nicht mehr brauchte, entbehrliche Wäsche und sonstige Ausrüstungsgegenstände gelangten zur Verteilung. Zuletzt erhielt der Führer noch das mit dem Polizeipräsidenten in Quito vereinbarte Zeugnis getreuer Pflichterfüllung, sowie den versprochenen Überschuß der Reisepesenkasse. Da mir darüber hinaus noch ein nicht unbeträchtlicher Betrag an ecuadorianischem Gelde blieb, den ich voraussichtlich nicht mehr brauchen würde, verteilte ich auch diesen gleichmäßig unter meine sich verabschiedenden Gefährten. Froh und zufrieden zogen sie am folgenden Morgen von dannen, während ich ihnen mit gemischten Gefühlen von der Höhe mit den Blicken folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Cinque Soldi!

Von Edgar Chappuis.

Über dem herrlichen Golfe von Neapel lag gleichend die Sonne und ließ in ihrem hellen Lichte alle Farben erglühen. Das Meer lag glatt und still da und träumte in das Blau des Himmels empor, von dem es selber einen Teil bildete, so daß sich am Horizonte Himmel und Meer in eines vermischten.

Auf der volksbelebten Gasse Santa Lucia am Strand rauften sich ein Rudel zerlumpter Buben um einen Soldo, den Mario, des Fischers Maraldi Achtjähriger, verloren hatte. Nun kollerten die magern Buben über und durcheinander, lagen im schmutzigen Straßenkot, erhoben sich wieder, um sofort darauf neuerdings einander anzufallen und mit Fuß- und Faustschlägen zu traktieren; denn es galt, wer der Stärkste sei und den kostbaren Soldo behalten konnte.

Mario war klein von Wuchs, schmächtig und ausgehungert. Da er fühlte, daß er den Kürzeren ziehen würde, versuchte er es mit seinen ergiebigen Stimmmitteln und brüllte, daß es in der Häuserkluft widerhallte:

„E mio il soldo! Der Soldo gehört mir! Per Bacco!“

Das focht jedoch seine Spielfreunde nicht an. Sie rauften sich nur umso toller und es war lustig dabei, wenn es nur recht wild und lebhaft zuging.

Die Kleider waren beschmutzter und zerfetzter, als vorher. Wer achtete darauf. Die Sonne schien warm. So war es gleichgültig, welcher Körperteil aus den malerischen Teilen hervorzugucken beliebte. Man fror dennoch nicht.

Wieder erschallte gellend das „é mio il soldo!“

Mario hatte den Fünfer erbettelt und es galt, sich wieder in seinen Besitz zu bringen; denn die Fremden, die stranieri, waren nicht mehr so gebefreudig wie früher und suchten sich das Bettelvolk möglichst vom Halse zu halten. Als das Wutgeheul nutzlos verhallt war, begann der Knirps regelrecht zu weinen, und siehe da: Das gute Herz der Masse siegte. Ein Dreizehnjähriger, dem es gelungen, die Beute zu fassen, trat stolz erhobenen Hauptes auf

Mario zu und reichte ihm das schwärzliche abgegriffene Kupferstück mit erhabener Gebärde.

„Ecco piccolo! Hier Kleiner!“

Die andern gafften, murten leise und verzogen sich dann, denn der Stärkste hatte es ja so gewollt.

Mario war Kaufmann mit Leib und Seele. Ein Soldo bedeutete den Anfang eines Kapitals, das sich immer vergrößern würde, wenn man mit ihm umzugehen verstand.

Auf nächsten Füßen eilte er um eine Straßenecke und verschwand im engen Gäßchen gewirr, über das von Hausfront zu Hausfront bunte Wäsche lustig am frischen Winde flatterte.

Vor einem Grünzeug- und Gemüsekrämer machte er Halt.

„Aranci per un soldo! Orangen, befahl er in herrischem Tone. Der alte Graubart sah ihn an. Er kannte ihn. Die Orangen waren minderwertiger Qualität, und schon hatte Mario drei Stück in der Hand, worauf er sich befriedigt davontrollte, um seine neuerstandene Ware an den Mann zu bringen. Bald hatte er auch gefunden, was er suchte. Ein farrierter Engländer spazierte, badeckerbewaffnet, beim Nationalmuseum vorüber. Die Sonne stach und Durst stieg in ihm auf.

Lächelnd, bittend stand Mario vor ihm, die Hände erhoben.

Der fremde Herr blickte ihn an. Das war endlich einer, der nicht bettelte.

„Tre soldi signore, sono povero.“

Was für ausdrucksvolle Augen der Bengel hatte. Der Engländer griff in die Tasche und reichte Mario einen blanken Zwanziger. Die Orangen waren klein, aber dennoch süß.

Der Bube trabte weiter. Madonna santissima! Das Geschäft blühte. Er hatte schon das Bierfache gewonnen. Der Kupfer war zum Nickel geworden. Also los, um daraus möglichst schnell einen Silberling zu machen.

Wie er so dahinschlenderte, das Geldstück in seiner schmutzigen schweißfeuchten Hand, sah er Blumen, herrliche rote Nelken. Er kannte das junge Mädchen.

„O Maddalena, per favore un mazzo di garofani per la mammina ammalata. Bitte, bitte einen Strauß für das fronde Mütterlein!“

Maddalena lächelte. Warum nicht? Mario war ein reizender Kerl.

Zwanzig Centesimi für einen Strauß Nelken? Sie hatte sie selber irgendwo in einem fremden Garten gepflückt. Da kannte man schon

großmütig sein. So reichte sie dem Bürschchen den Nelkenstrauß, und der Zwanziger glitt in die Tasche ihrer knallroten Schürze. Beide waren mit dem Geschäft zufrieden. Denn Maddalena wußte, daß ihr Mario bei nächster Gelegenheit einen Liebesbrief an den schönen Pietro, den Matrosen, zum Hafen bringen würde.

Mario ging seines Weges, froh und siegesgewiß. Die Mammina würde allerdings die Blumen nicht bekommen, denn sie war kreuzfidel und kriegsgefallen wie immer.

Von irgendwoher klang Gesang. Ein fahrender Künstler schritt durch die Gassen, den Mund geöffnet, die Augen zum Himmel erhoben, im Arme die Gitarre, der er schmelzende Akkorde entlockte. Mario blieb vor einem Kirchenportal stehen, setzte sich nieder, hörte zu. Und aus dem Strauß wurden deren vier.

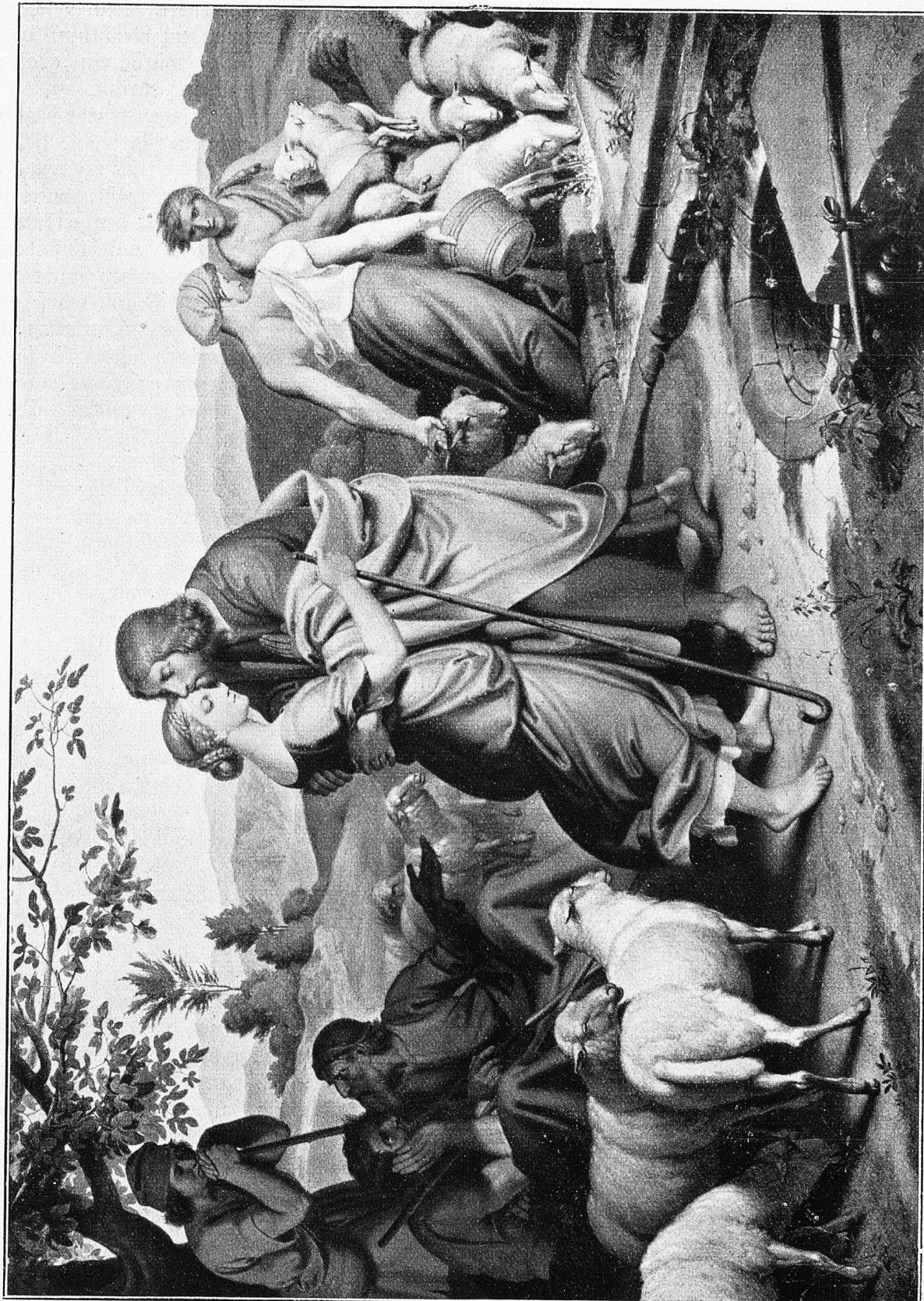
„Sul mare lucida, l'astro d'argento!“ sang in schönstem Tenor der Sänger und lockte Fremde an. Er erhielt seinen Teil, Mario den seinen; denn die junge blonde Deutsche, die am Arme ihres Bräutigams dahinschritt, kaufte von ihm einen Strauß für fünfzig Centesimi, und steckte ihn an ihren Busen.

Als die Mittagsglocken über der Stadt zu läuten begannen, hatte Mario seine Blumen verkauft. In seiner Hand blitzte ein funkelnagelneues Zweilirestück. Er konnte zufrieden sein. Das Kapital trug Zinsen.

Doch genug der anstrengenden Arbeit. In der Nähe lag ein Park. Im Schatten einer Palme streckte sich Mario auf einer Bank aus und verzehrte mit gutem Appetit geröstete Kastanien, die er sich für zehn Centesimi erstanden.

Wie schön doch das Leben war. Man verdiente, man wurde langsam ein wohlhabender Mann. Seine weißen Zähne blitzten. Die dunklen Augen strahlten froh.

Zwei Lire, Madonna. Das war Geld! Da konnte man sich vieles anschaffen. Er kannte ein Trödlergeschäft nahe beim Bahnhof. Dort konnte er sich zwei Korallenketten kaufen, die sogleich Absatz finden würden, natürlich mit hundertprozentigem Aufschlag. Gesagt, getan. Die Ketten waren Rarität, waren ganz gewöhnlich, und doch, ehe es drei Uhr schlug, hatte Mario sie für fünf Lire verkauft, und der Schweizer, der sie für Frau und Tochter zu Hause angeschafft, glaubte, einen guten Kauf gemacht zu haben. O, diese guten, dummen Ausländer, wie lieb sie ihm waren!



Zafolb begegnet Räbel bei den Herden ihres Vaters.
Nach einem Gemälde von Josef von Führich in der Wiener Galerie des 19. Jahrhunderts.

Mit goldenen Wölklein nahte der Abend. Das Meer glutete, der Himmel färbte sich rot. Vom Besuv her schwebte licht und zart eine Rauchwolke über die schöne Stadt Neapel.

In den Straßen flammten die ersten Lampen auf. Das Gedränge nahm zu. Mario schritt dahin, Glück im Herzen, denn er hatte Neues gekauft und wieder mit ansehnlichem Gewinne verkauft. Bald, bald würde er zehn Lire sein eigen nennen.

Die Luft war milde wie im Frühling. Das Steinpflaster strömte noch die Tagesglut wohlig aus, und es war ein Vergnügen, sich hinzulegen und in den besternten Himmel zu träumen. Zehn Lire! Es schwindelte ihm beinahe. Was wollte er damit unternehmen? Er konnte ja damit beinahe ein eigenes Geschäft beginnen.

Und Mario schließt ein, mitten auf der Straße. Links und rechts flutete der Verkehr an ihm

vorüber. Händler schrien ihre Waren aus, schwerbepackte Maultiere trotteten vorbei, vom Hüo! der Fuhrleute angefeuert. Mario schließt und träumte von kommendem Reichtum, von Ehre und Ansehen. Ja, er würde ein großer Mann werden, er verstand sich darauf.

Was wohl die Mammina sagen würde dazu? Ha, ha. Sie kannte ja ihren Mario, sie liebte ihn.

Der Verkehr ebbte ab. Die Straßen wurden stiller. Mario schließt noch immer, den zerknüllten Zehnlireschein unter dem Hemd auf dem Herzen bergend. Erst mitten in der Nacht erhob er sich. Er rannte nach Hause, warf sich angekleidet auf seine armellose Ruhestatt und träumte weiter. Morgen war ja wieder ein sonniger lieblicher Tag. Morgen würde er wieder verdienen, reich werden, immer reicher. Das Leben war schön. Madonna santissima!

Flug der Seele.

Nimm meine Seele, o Wolke, auf,
Trag' sie auf schimmerndem Flügel,
Dass sie schwebe mit deinem Lauf
Ueber Wälder und Hügel.

Laß sie, ein ewiger Himmelsgast,
Segelnid die Lüfte durchjagen,
Fern von der Erde mit ihrer Last
Mit ihren Nöten und Plagen...

Wandern laß uns der Sonne nach,
Folgen den leuchtenden Glüten,
Blauer Himmel und goldener Tag
Mögen uns ewig umfluten.

Emil Hügli.

Die Parabel von dem Manne, der sagte, es sei zum Verzweifeln.

Von Max Hayek.

Nun trat ich eines Tages in die Handlung eines vornehmen Kaufmannes, der mich zu seinen Freunden zählt. Und er saß hoch oben in seinem Kontor, und ich bat seinen Diener, ihm mitzuteilen, daß ich, sein Freund, gekommen sei, um mich nach seiner Gesundheit und dem Geschäftsgang zu erkundigen. Denn ich hatte meinen Freund sehr lange Zeit nicht gesehen.

Und der Kaufmann kam eiligen Schrittes die Treppe herab und war sehr erfreut, mich wiederzusehen. Und er bot mir einen Sessel an, und wir setzten uns nieder, und ich fragte ihn nach seiner Gesundheit und nach dem Geschäftsgang. Und er begann zu klagen und sagte, daß es ihm schlecht gehe, und daß das Geschäft noch schlechter gehe. Ja, und er sagte, daß sich alles, Stadt und Land, gegen ihn verschworen habe, um ihn zugrunde zu richten. Und daß es schon

schlechte Zeiten gegeben habe, aber niemals, seit der Erschaffung der Welt, so ganz furchtbar schlechte Zeiten wie diese, und daß der weise Alfiba, wenn er heute lebte, nicht mehr den Mut hätte, zu sagen: „Alles schon dagewesen!“ Ja, und mein Freund sagte mir, daß der Leviathan, der Bolschewismus, vor den Toren des Landes warte, um es in Besitz zu nehmen, und daß die Anarchie in der Stadt in den Kulissen stehe, um wenn ihr Stichwort fällt, mit alles vernichtender Gewalt aufzutreten. Und daß es zum Verzweifeln sei. Und daß die Republik an allem schuld sei.

Aber während mein Freund die ganze Führe seiner Wehflage vor mir ausschüttete, trat ein fein gekleideter Kunde mit einer Dame in das Geschäft und sah sich verschiedene Dinge an, die in Vitrinen standen. Denn mein Freund er-